

AM RANDE

Nebulöser Zweck

Der gemeine, vor allem in der deutschen Kulturlandschaft weitverbreitete Operntendant gilt als wein-, leut- und redselig. So findet er, auch ungefragt, stets große Worte über seine Rolle als Hausherr, größere über seine Hingabe an die Kunst und neuerdings die größten über sein Sparvermögen. Wie oft heute ein Theaterleiter den Pfennig runddreht, bis er ihn irgendeinem schöngestigen und damit, zugegeben, nebulösen Zweck zuführt, ist von der Öffentlichkeit bislang nicht hinreichend gewürdigt worden, am wenigsten von den Instanzen, die das Geld lockermachen. Der Grund: Zwischen Politikern und Prinzipalen ermangelt es eines regelmäßigen Redeflusses. Eben erst, auf ihrem Gipfeltreffen in Berlin, haben die Opernbosse die Folgen des fehlenden Gedankenaustausches – laut Frankfurter Rundschau „Verhärtungen, Gesichtsverluste, Fehlentscheidungen“ – beklagt. Nun suchen und bieten sie das offene Wort und das offene Ohr – ein hochlöbliches Unterfangen, dessen Konsequenzen kaum auszumalen sind. Nur so als Beispiel: Da betritt der Berliner Kultursektor zwecks Aussprache die Deutsche Oper, Intendant Götz Friedrich läßt bei dieser Gelegenheit Peter Radunskis öffentliche Hand sanft über das Kostüm einer Primadonna streichen und erklärt wortgewaltig, daß der edle Klangkörper dieser Diva der reinen Seide bedürfe und nicht in irgendein schillerndes Billigtuch gehüllt werden kann. Schon wäre der dumme Vorwurf der Verschwendung vom Tisch. Oder: Die Frankfurter Oberbürgermeisterin Petra Roth trifft sich beim Punsch mit ihren gebeutelten Opernchefs, gesteht ihre bislang verheimlichte Neigung zum Theater, spendet rasch ein paar Millionen, und alsbald hat das Haus wieder jeden Abend auf. Selbst dies ist jetzt kein Wunschdenken mehr: daß die Intendanten ihren Kommunalen verklickern, warum Orchestermusiker so häufig andernorts ein Zubrot einstreichen und an ihrer Stelle teure Hilfskräfte angeheuert werden müssen; nicht aus Geldgier, sondern wegen der Mobilität am Arbeitsplatz. Bei zunehmender Redseligkeit scheint sogar der Tag nicht mehr fern, daß die Damen und Herren Amtsträger leibhaftig ins Theater gehen und dort entzückten Auges erkennen, daß sie mit den Intendanten eins gemeinsam nötig haben: die Showbühne, auf der sich alle so herrlich in Szene setzen.



Schwarzkopf als Madame Butterfly (1950)

Biographien

Katz und Fledermaus

Singen konnte sie schmeichelnd, kokett und artistisch wie keine andere Nachkriegs-Sopranistin. Doch nun zeigt Elisabeth Schwarzkopf, die große alte Dame deutscher Sangeskunst, Talente auf anderem Gebiet: dem Mauern. Er-

grimmt über eine britische Biographie, in der penibel der direkte Draht der Diva zum Propagandaministerium dokumentiert wurde (SPIEGEL 3/1996), drang sie per Unterlassungserklärung für die deutsche Fassung auf viele kleine Korrekturen. Die gibt es sowieso: Einträchtig haben Übersetzer Maurus Pacher und Autor Alan Jefferson das Buch, das soeben bei Langen Müller erschienen ist („Elisabeth Schwarzkopf – Die Biographie“; 400 Seiten; 68 Mark), um neue Details bereichert. Die verlangten Änderungen allerdings übernahmen sie nur, wo Gegenbelege fehlten. Oft fügt Frau Schwarzkopf den offenbar unstimmmigen Versionen ihrer Erinnerungen noch eine neue hinzu. So läßt sie nun durch ihren Berliner Anwalt erklären, ihr Berliner Generalintendant habe mit Auftrittsverbot gedroht, falls sie nicht in die Partei eintrete – in einem von mehreren Fragebogen nach dem Krieg war der Nötigende noch ein Ministerialrat aus dem Propagandaministerium gewesen. Gipfel solch bizarren „Katz-und-Maus-Spiels“ (Pacher): Silvester 1942 will Frau Schwarzkopf laut Anwalt nicht in Berlin, sondern in Prag als „Fledermaus“-Adele aufgetreten sein – vor einem, das liegt für Jefferson und Pacher auf der Hand, Publikum von vorwiegend deutschen Besatzern.

KINO IN KÜRZE

„Palookaville“. Ein paar nicht mehr ganz junge Jungs in einer amerikanischen Kleinstadt, die am Bartresen rumhängen und von schnellem Geld, schnellen Autos, schnellen Mädchen fabulieren: Das gibt es derzeit öfter im Independent-Kino. Keine tolle Idee. Doch diesmal ist alles anders, denn das Trio von Taugenichtsen in Palookaville zeigt wilde Entschlossenheit, als Schwerverbrecher Karriere zu machen, erst durch

einen Juwelenraub, dann durch den Überfall auf einen Geldtransporter, was beides auf wunderliche Weise schiefgeht. Der Autor David Epstein und der Regisseur Alan Taylor aber haben einen Erstlingsfilm gemacht, der auf wunderliche Weise gelungen ist: mit Zärtlichkeit und Spaß an skurrilen Schlenkern. Frances McDormand („Fargo“) hat einen Star-Auftritt und erklärt, warum Männer stets kleine Jungs bleiben.



Szene aus „Palookaville“